



THÜRINGER ALLGEMEINE

Amokläufer Steinhäuser: „Ich möchte, dass ich einmal berühmt bin“

Mörderischer Abgang

Er war ein Einzelgänger, seine Welt bestand aus brutalen Computerspielen, Heavy Metal und Waffen: Am vergangenen Freitag drehte ein Erfurter Ex-Schüler durch, ermordete an seinem alten Gymnasium 16 Menschen und erschoss sich dann selbst.

Der Schriftsteller Georg Christoph Lichtenberg war ein weiser Mann. „Mehr als das Gold“, sagte er, „hat das Blei die Welt verändert.“

Dieser Satz war damals, vor über 200 Jahren, anders gemeint, weil er sich auf

die Kunst des Buchdrucks bezog; der Satz sollte eine Hymne sein auf den Erfinder der Druckerpresse, Johannes Gutenberg.

Aber am vergangenen Freitag, gegen 11 Uhr, wurde er auf eine beängstigende, brutale, ja bestialische Weise wahr.

Um 11.00 Uhr stand ein Mädchen im Erdgeschoss des Erfurter Gutenberg-Gymnasiums ziemlich verträumt im Flur herum. Die Kleine aus der sechsten Klasse sah, wie sich die Tür der Herrentoilette öffnete und wie ein Mann, ganz in Schwarz und



Kollegium des Johannes-Gutenberg-Gymnasiums: „Deutschlands schlimmster Tag“

mit einer Maske, herauskam. Sie sah, wie er eine Pistole hob und eine Lehrerin erschoss, einfach so.

Um 11.00 Uhr saß Hannes N., Schüler der 10 b, noch in Raum 301 des Gutenberg-Gymnasiums. Er wollte in die Pause, aber noch durfte er nicht; die 10 b schrieb diese verdammte Klassenarbeit in Biologie, Thema: die Evolution. Als er den ersten Knall hörte, dann den zweiten, schnell danach den dritten, habe er an einen „Presslufthammer gedacht oder an einen Bolzenstoß“, sagt Hannes N.

Und wer rechnet auch mit Schüssen in einer deutschen Schule an einem ganz normalen Frühlingsmorgen?

Um 11.05 Uhr begann die Essenspause. Es gab Reis mit Huhn in der Kantine des

Erfurter Gutenberg-Gymnasiums, und Johanna S. aus der 7 c hatte im Speisesaal gerade ihren Teller vor sich abgestellt, da sah sie draußen Schüler davonrennen. Noch ehe sie begriff, was los war, hörte die 13-Jährige zwei Schüsse. Sie kamen von oben, aus dem dritten oder vierten Stockwerk. Panisch verbarrikadierten sich fünf Schüler und vier Bedienungen im Speiseraum.

Um 11.05 Uhr rief der Hausmeister des Gutenberg-Gymnasiums bei der Polizei an: „Schnell, hier wird geschossen.“

Um 11.05 Uhr hörte der Biologielehrer Andreas Förster „irgendwelchen Lärm“. Seine Tochter Katja saß in der Abiturprüfung für Mathematik. Beide verließen ihre Klassenzimmer, beide sahen Leichen im Treppenhaus, beide versteckten sich in der Aula.

Um 11.06 Uhr war oben in der dritten Etage auch Hannes N. auf dem Gang. Er dachte an die Bauarbeiten, irgendwo auf dem Schulgelände. Ja klar, sagte sich N., die Bauarbeiten erklärten den Lärm. Und dann sah er Robert Steinhäuser.

Erfurter Gutenberg-Gymnasium
„Schnell, hier wird geschossen“

Sah, wie Robert Steinhäuser, in Schwarz und maskiert, durch den Flur ging.

Sah, dass er Waffen trug, eine kurze und eine lange.

Sah, dass er die Tür zum Klassenraum 303 öffnete. Und hineinschoss, einfach so, von der Tür in Richtung Lehrerpult.

Und dann sah Hannes N., wie Robert Steinhäuser zur Treppe ging und in Richtung Lehrzimmer verschwand.

Höchste Zeit abzuhausen.

Robert Steinhäuser ging ins Sekretariat. Und mordete und mordete, bis der Rachezug beendet war. Er hatte über Tod und Leben entschieden, und in ein paar Minuten würde er berühmt sein. Was noch fehlte, war der großartige Abgang: Robert Steinhäuser erschoss sich selbst.

Nun waren es, so die Bilanz der Polizei am Samstag, 17 Tote – eine Schülerin, ein Schüler, ein Polizist und 13 Lehrkräfte. Robert Steinhäuser tötete Heidrun B., Hans L., Helmut S., Peter W. und Gabriele K. Es starben der Lehrer H. und die Lehrerinnen D., W. und H., die allesamt am Erfurter Gymnasium unterrichteten.

Zu den Toten zählt auch die stellvertretende Direktorin des Gymnasiums, die Oberstudienrätin Rosemarie Hajna. Als Journalisten nach der Tat anriefen, mel-



THÜRINGEN PRESS / ACTION PRESS



Versorgung eines Opfers: „Man stellt sich vor, dass das eigene Kind beteiligt wäre“

dete sich ihr Ehemann Karl-Heinz: „Meine Frau werden Sie nie wieder sprechen können. Sie ist heute ermordet worden.“

Der Polizist Andreas Gorski starb, als er kurz nach 11 Uhr in die Schule stürmte. Der Streifenpolizist war allein. Gorski, dessen Tochter an diesem 26. April Geburtstag hatte, starb, weil niemand ahnen konnte, was an diesem Tag geschehen würde.

Es war einer dieser Tage, die keiner vergisst; für Deutschland war es ein wenig so wie der 11. September für Amerika. Denn einen solchen Amoklauf hatte es bis dahin nicht gegeben – nicht an einer Schule, nicht durch einen 19-jährigen jungen Mann, nicht mit so vielen Opfern. Robert Steinhäuser hat dafür gesorgt, dass das Märchen, Gewalt gebe es nur in amerikanischen Schulen, als Märchen enttarnt ist. Solche Gewalt hat es bisher noch nicht mal dort in Amerika gegeben.

„Deutschlands schlimmster Tag“, schrieb „Bild“ tags darauf. „Diese mörderischen Selbstmörder“, sagte Außenminister Joschka Fischer, „das ist ein furchtbares Verbrechen.“ Und Doris Schröder-Köpf, Ehefrau des Bundeskanzlers, sprach aus, was wohl alle Eltern dachten: „Man stellt sich ja vor, dass das eigene Kind beteiligt wäre.“ Natürlich könne sie sich über den konkreten Fall und seine Hintergründe nicht äußern, aber eines sei ihr klar: „Wir müssen mehr als bisher auf die Seelen der Kinder aufpas-

sen.“ Denn es gehe darum, „eine Überschwemmung durch Gewalt zu verhindern“.

Aber wieso gerade in Erfurt? Wieso an diesem Tag, in diesem Gymnasium?

Der 94 Jahre alte Jugendstilbau, fünf Stockwerke hoch, hat etwas von einem Schloss. Seit 1909 wird hier unterrichtet, und nach der Wende richtete der Freistaat Thüringen das Gymnasium ein; „ein ruhiges Gymnasium“, sagt Sylvia Kuplich, Mutter der 11-jährigen Christiane, „das Schulklima ist gut, die Lehrer geben sich Mühe.“ Also warum?

Der Killer von Erfurt

Es war auch in Erfurt so, wie es meistens ist nach solchen Verbrechen: Es gibt Menschen, die schon immer gehaut haben wollen, dass es so kommen musste – und es gibt andere, die sich das alles nicht erklären können. Das hat damit zu tun, dass der Massenmörder Robert Steinhäuser Freunde und Feinde auf seiner Schule hatte; es führte dazu, dass Ende voriger Woche sehr unterschiedliche Bilder entworfen wurden von dem Jungen, den sie „Steini“ nannten.

War Robert Steinhäuser also ein netter, fröhlicher Typ, ein junger Mann mit vielen Freunden, der nur die eine entscheidende Niederlage in seinem Leben nicht verkraften konnte? Oder war er ein Wahnsinniger, ein blutrünstiger Killer, dem nur ein Fun-

ke für sein grausiges Feuerwerk fehlte? Beide Geschichten werden in Erfurt erzählt, und in Wahrheit, das macht seinen Fall so irrwitzig, war Steinhäuser wohl beides ein bisschen: lange Jahre ein Clown seiner Klasse, ein netter Junge, der den Auftritt vor Publikum liebte – und am Ende ein Racheengel in eigener Sache, vor zwei Jahren schon von der Bahn abgekommen, gedemütigt, ein Waffennarr, kalt bis ins Herz.

Eine Lehrerin, natürlich geschockt und fassungslos, machte einen fatalen Fehler: Sie zeigte Steinhäuser den Vogel. Steinhäuser sagte kein Wort, ging auf sie zu, setzte die Waffen an ihren Kopf und drück-



Opfer des Attentäters: „Dann wird aus der



Minister Schily, Kanzler Schröder: „Auf die Seelen der Kinder aufpassen“

te ab. Dann zog er weiter, ins nächste Klassenzimmer, und erschoss dort den nächsten Lehrer. Aus der Nähe, ohne ein Wort.

Um 18.05 Uhr fiel die Polizei in die Otto-Straße von Erfurt ein. Die so genannte Beweissicherungs-Festnahmeinheit „Bison 16“ hielt vor der Hausnummer 40. Die Polizeieinheiten stürmten in das dritte Stockwerk des gelben Jugendstilbaus. Dort wohnte Robert Steinhäuser, 19, bei seinen Eltern – ein ostdeutsches Idyll, überrollt von Nachrichten im Minutentakt, von 60 Beamten, die ins Haus stürmten, von Kamerateams, die die Straße belagerten.

„Ich möchte, dass mich einmal alle kennen und ich berühmt bin“, hatte Steinhäuser neulich gesagt. Jetzt war er berühmt.

Eine ganz normale und vor allem intakte Familie waren die Steinhäusers. Der Vater arbeitet als Ingenieur bei Siemens, die Mutter als Krankenschwester in der Erfurter Hautklinik, und Bruder Peter studiert an der FH in Schmalkalden. Mit seiner Handball-Mannschaft Lokomotive Meiningen belegte Peter, ein ergeiziger Torwart, in der Oberliga Platz 4. Früher spielte er beim SSV Erfurt-Nord – und dort stand auch sein kleiner Bruder Robert bis zur A-Jugend im Kasten. Doch das Talent seines Bruders hatte Robert nicht, und so

manch einer machte schon mal seine Witze über ihn.

Erfolge, ob im Beruf oder Studium, das wünschte sich Robert sehnlich. Er verehrte Pamela Anderson, aber er hatte keine Freundin; er hatte Selbstzweifel, und er wollte anerkannt werden. Doch dazu musste er erst einmal das Abitur her. Als er im vergangenen Jahr von der 11. nicht in die 12. Klasse versetzt wurde, brach für ihn eine Welt zusammen.

Das war offenbar die entscheidende Wende in der Karriere des 19-jährigen Jungen, der sich seit Jahren intensiv mit Ballerspielen am Computer abregierte und Gewaltvideos genoss – „aber auch nicht mehr als andere Jugendliche in dem Alter auch“, sagt ein Freund von Robert.

Ein wenig mehr war es wohl doch. Eines seiner Lieblingsspiele war „Counterstrike“, ein Killerspiel, bei dem zwei feindliche Terroristen-Einheiten sich bekriegen. Maskierte jagen da andere Maskierte durch Wüstenlandschaften und dunkelgraue Betonwelten, nehmen Dunkelmänner ins Fadenkreuz ihrer virtuellen Maschinenpistolen und feuern weiße Blitze – bis der gesamte Bildschirm rot zuckt: Das Opfer verblutet, das Ziel ist erreicht, der Spieler gewinnt. Für den Augsburger Medienexperten und

Schulpädagogen Werner Glogauer ist der Zusammenhang zwischen der virtuellen Tötungssimulation und der kruden Realität des Amoklaufs eindeutig: „Sie üben die Morde in ihrer Phantasie immer und immer wieder ein, auch, wenn sie nicht am Monitor sitzen. Und irgendwann kommt das, was Kriminalisten den ‚Realitätsdurchbruch‘ nennen. Dann wird aus der Mordphantasie blutige Wirklichkeit.“

Wenn man denn die Waffen hat, aber die bekam Robert ja im Schützenverein.

Am Ende jedenfalls war aus dem fröhlichen Teenie von einst ein gescheiterter junger Mann geworden. Steinhäuser hockte zu Hause und hörte Musik der Band „Slipknot“, Heavy Metal von jener Art, die nicht mehr wirklich Musik ist.

„People = Shit“, „Menschen = Scheiße“, so heißt das Eingangsstück einer der jüngsten CDs von Slipknot, dieser Brutalo-Band aus dem bibeltreuen US-Staat Iowa, einer Band, die auf der Bühne den Weltuntergang inszeniert. Neun Pseudo-Psychopathen mit grotesken Ledermasken, monströsen schwarzen Industrieoveralls und Nazi-Armbinden zersägen da ihre Heavy-Metal-Gitarren, trommeln und grölen ihren Fans, die sie „Maden“ nennen, den Schlachtruf entgegen: „Wir werden euch zerstören!“

Und dabei kotzen und bluten die Schock-Rocker auf die Bühne, und dann verteilen sie ihre Exkremente auf sich und die Fan-Gemeinde.

Worauf sie wütend sind? „Wir sind alle zum Tode verurteilt. Wir haben das Leben gewonnen, aber wir müssen trotzdem sterben. Alle. Wir leben eine lebenslange Gefängnisstrafe ab“, sagt „Clown“, wie sich der Stratege der „härtesten Band der Welt“ nennt.

Es gab keine Freunde mehr, mit denen Robert Steinhäuser sich diesen Irrsinn anhörte; er lag allein einfach da und hörte und hasste.

Der zweite Anlauf in der Schule gelang, scheinbar. Aber dann kam diese Sache mit dem Attest. Robert fehlte mal wieder in der Schule und fälschte zur Entschuldigung eine Krankenbescheinigung. Das flog auf, und er flog, im Februar, zwei Monate vor



der Abiturprüfung, von der Schule.

Diese härteste Maßnahme, die eine Schule verhängen kann, wirkte für den strebsamen jungen Mann wie ein Todesurteil. Das Abitur war weg, unwiederbringlich, und das Studium damit auch. Und Robert stand bestenfalls mit einem Realschulabschluss da. Eine Blamage, die er vor allen geheim hielt. Auch vor der eigenen Familie – die ging Morgen für Morgen davon aus, dass Robert für das Abi büffelte.

Deshalb die Rache vom Freitag, diese Serie von Hinrichtungen und Bestrafungen.

Mörder in der Schule

Amokläufer, die in Schulen morden, sind meistens männlich. Sie haben Zugang zu Waffen, meistens durch ihre Väter. Sie haben Kränkungen erlebt. Und sie leben in der Provinz. Diese Muster ziehen sich durch fast alle ähnlichen Verbrechen.

Der Tag von Erfurt ist ein Tag, an dem selbst Forscher nichts mehr erklären können, die schon 300-Seiten-Bücher über Gewalt in der Schule geschrieben haben. „Ich bin vollkommen fertig, so was habe ich in Deutschland nicht für möglich gehalten“, stammelt der Dresdner Erziehungswissenschaftler Wolfgang Melzer, der 1995/96 mit Kollegen für eine Studie über 3000 Schüler interviewt hat.

Da ging es noch um Prügeleien, um schmutzige Wörter, genauso wie bei seinem Bielefelder Kollegen Klaus-Jürgen Tillmann; es ging nicht um Massenmord. „Ich bin schlicht und einfach sprachlos“, sagt Tillmann konsterniert; für den Exzess von Erfurt habe er keine wissenschaftlichen Erklärungsmuster mehr parat. Zwar war der Wille zur Gewalt an deutschen



„Hilfe“-Signal aus der Schule: „Nicht für möglich gehalten“

Schulen schon vor dem Erfurter Blutbad unübersehbar. Melzer hat in seiner Studie 175 000 Schüler der Sekundarstufe I als gewalttätig eingestuft, drei bis vier Prozent aller dieser Schüler in Deutschland. Außerdem kam er auf einen Anteil von zehn Prozent, die schlechte Noten schrieben, sozial auffällig waren, ein schwaches Selbstvertrauen hatten – mit jedem dieser Merkmale steigt die Wahrscheinlichkeit, dass ein Schüler irgendwann ausrastet.

Nach der Schülerbefragung 2000 des Kriminalologischen Forschungsinstituts Niedersachsen gaben immerhin drei Prozent der Interviewten an, in den zurückliegenden zwölf Monaten zu einer Waffe ge-griffen zu haben. Fast immer wollten sie Geld oder das Goldkettchen ihres Mitschülers; sie wollten nicht den Berufsstand der Lehrer mit einer Pumpgun auslöschen.

Experten der klinischen Psychiatrie in Deutschland warnen vor einer Spirale blutiger Amoktaten: „Erfurt ist zwar einzigartig, was die Exzessivität angeht. Doch die Tat steht in einer Linie, die 1999 mit dem Amoklauf von Littleton in den USA begonnen hat und die sich in Deutschland mit den Amokläufen von Bad

Reichenhall oder Freising fortgesetzt hat“, sagt der Münchner Jugendpsychiater Franz Joseph Freisleder. Freisleder, der als Gerichtsgutachter häufig mit gewalttätigen Jugendlichen zu tun hat, hält diese Gewaltexzesse für Nachahmungstaten: „Die Fernsehbilder haben den Tätern erst die Idee geliefert, ihrem Leben auf solch spektakuläre Weise ein Ende zu setzen.“

Nach jeder derartigen Amoktat, das hat außerdem der Villinger Kriminalpsychologe Adolf Gallwitz beobachtet, beginnt in einschlägigen Internetforen ein makabrer Gedankenaustausch. „Da geht es dann um die Frage, was der Täter wohl hätte besser machen können.“ Bei einigen falle dies auf fruchtbaren Boden.

Robert Steinhäuser muss so einer gewesen sein. „Entweder wollte der Mörder einmal einen Tötungsakt zelebrieren, dafür spricht etwa die Pumpgun, oder er wollte in das Buch der Rekorde“, glaubt Niedersachsens Justizminister Christian Pfeiffer.

Amokläufer müssen nicht unbedingt durch Gewalttätigkeiten auffallen. So wie Robert Steinhäuser – der sich erst aus dem Handballteam des SSV Erfurt-

Nord zurückzog, dann in den virtuellen Welten der Computerspiele abtauchte – sind die Täter häufig introvertiert und kontaktscheu, beobachtet etwa die Eschweiger Kinder- und Jugendanalytikerin Marieanne Simon.

Die Videospiele liefern dann oft die Vorlage für die Choreografie der Tat. „Sie sind regelrechte Ideengeber“, warnt Freisleder.

Der Täter von Erfurt hat nach Einschätzung der Kölner Psychologin Angelika Kallwass eine schwere narzisstische Störung, den Rauswurf aus dem Gymnasium habe er wohl als „massive und ungerechte Tat gegen seine eigene Person erlebt“.

In einem funktionierenden sozialen Umfeld, meint Kallwass, bleibe der Rückzug eines späteren Täters nicht verborgen. Er wirke meist merkwürdig gespannt. In dieser Zeit können auch Gewaltvideos eine große Rolle spielen: Outlaws und Kriegshelden werden zu seinen Idolen.

Obwohl sie eigentlich stille Typen sind, kündigen viele Amokläufer ihrer Umgebung das Massaker an. „Die Schulhof-Täter haben ein unglaubliches Bedürfnis, andere in die Pläne für ihren grandiosen Untergang einzuweißen“, sagt Kriminalpsychologe Gallwitz, der als Professor an der Polizeihochschule in Villingen-Schwenningen lehrt.

Der Einsatz

Es war genau 11.05 Uhr am Freitag vergangener Woche, als der Notruf bei der



Betreuung geschockter Schüler: „Einzigartig exzessiv“

„Eine Tochter, wie sie sein sollte“

Ausgerechnet in Erfurt stand vergangenen Freitag eine junge Frau vor Gericht, die ihre Schule angezündet hatte, weil sie nicht zum Abitur zugelassen worden war. In den Prozess platzte die Nachricht von dem Amoklauf gleich nebenan. *Von Gisela Friedrichsen*

Gerade hat ein 14-Jähriger als Zeuge ausgesagt, ein schwächliches Kerlchen, das an jenem 20. Dezember 2000 beachtliche Geistesgegenwart gezeigt hatte. Irgendjemand rief damals „Feuer“. Und er gehörte zu jenen, die die Tür aufhielten, damit die anderen Kinder vor dem Rauch und den giftigen Dämpfen ins Freie flüchten konnten. Katrin G., die Angeklagte, ein hübsches Mädchen mit einem Puppengesicht und roten Flecken auf den Backen vom vielen Weinen, sagt zu ihm: „Ich möchte mich auch bei dir entschuldigen, dass ich dich damals in Gefahr gebracht habe und dass du so Angst haben musstest.“ Er lächelt ein wenig links, weiß nicht, was er antworten soll. Was soll er auch sagen? Kurze Pause.

Und dann schlägt es ein wie der Blitz. Eine Kollegin vom Lokalfernsehen stürzt in den Gerichtssaal, ganz weiß im Gesicht: „Eben ist ein Lehrer erschossen worden! Gleich hier um die Ecke, im Gutenberg-Gymnasium! Anscheinend beim Abitur. Heute wurde ja Abi geschrieben!“ Im Saal viele Lehrer und Schüler des Weimarer Hoffmann-von-Fallersleben-Gymnasiums, das damals kurz vor Weihnachten ausgebrannt war, sie springen auf. Wer weiß Genaueres?

Der Vorsitzende Richter der Schwurgerichtskammer, Holger Pröbstel, der mit der 3. Großen Strafkammer des Landgerichts Erfurt die Verhandlung gegen Katrin G. leitet, kommt aus dem Beratungszimmer: „Wie schnell sich doch etwas relativiert“, sagt er kopfschüttelnd.

Und in der Tat: Katrin G., heute 20, Mutter einer dreijährigen Tochter, ist zwar – *horribile dictu* – des 446fachen Mordversuchs angeklagt plus schwerer Brandstiftung plus gefährlicher Körperverletzung und so fort. Es war nur 1,4 Millionen Mark Sachschaden entstanden, und was zählt das schon im Vergleich zu einem toten Menschen.

Die Gerüchte überschlagen sich. Jetzt spricht man von drei Toten, zwei Lehrern und einem Polizisten, angeblich. Und vielen Verletzten. Und verbarrikadiert haben soll sich der Täter und den Rettungskräften den Zutritt verwehren. Er soll aufgestanden sein mit den Worten „Ist doch eh alles egal“ und dann geschossen haben.

Es ist immer wieder die gleiche Frage: Warum tun diese halben Kinder so schreckliche Dinge? Wieso kam Katrin auf die Idee, ihre Schule anzuzünden? Wäre nicht der Zufall zu Hilfe gekommen, eine Katastrophe schlimmsten Ausmaßes hätte geschehen können. Hunderte Menschen brachte sie in „akute Lebensgefahr“, wie es in der Anklage heißt. Nur weil sie nicht zum Abitur zugelassen wurde! Nur weil ihr die zwei Punkte in Latein fehlten, die dafür nötig gewesen wären. Einen Punkt bekommt man normaler-

ersten Nachrichten. Hat er deshalb ein Blutbad unter der Lehrerschaft des als anspruchsvoll geltenden Erfurter Gymnasiums anrichten wollen? Katrin scheint mit den Nerven am Ende. Muss sie sich auch das noch zurechnen, indirekt zumindest? Die Taten sind sich verdammt ähnlich.

Zu Katrin, von der man mittlerweile einiges weiß. Dieses „liebe, nette Mädchen, das immer freundlich war, immer lieb zu den kleinen Geschwistern, das immer funktioniert hat und nie widersprochen“, wie ihre Tante als Zeugin sie beschreibt. „Eine Tochter, wie sie eigentlich sein sollte.“ „Ich weiß ja nicht“, sagt der Vorsitzende, „ob man sich solche Kinder wünschen soll. Ob sie nicht doch mal aufbegehren müssen? Natürlich sind sie dann bisweilen unerträglich.“

Holger Pröbstel hat im September 2001 auch das Verfahren gegen die junge Frau geleitet, die drei Neugeborene getötet hat (das älteste der insgesamt fünf Kinder, die sie geboren hat, und das jüngste ließ sie am Leben).

Dieselben Fragen: Warum tut ein junger Mensch, nicht ein Bösewicht oder ein seelisch Kranker, so etwas? In welcher Umwelt müssen diese jungen Täter gelebt haben, dass sie irgendwann keinen Weg mehr aus ihren Verstrickungen finden? Warum haben gerade die jungen Mädchen an der Schwelle zum Erwachsenwerden so viel Angst vor ihren Müttern, dass sie nicht über die eigenen Probleme zu reden wagen? Und wo sind eigentlich die jungen Männer, die halbe Kinder schwängern und sich dann auf und davon machen? Wo sind die Väter dieser Angeklagten?

Die Parallelen der Fälle sind erschreckend. Pröbstels subtiler Verhandlungsführung ist es zu danken, dass seine Sitzungen zu Lehrstunden für Eltern und Erzieher werden. Was kann man nicht alles falsch machen mit seinen Kindern. Wir wissen nicht, wie Kinder die Eltern erleben, meist sind es ja auch nur die Mütter. Katrins Mutter ist zweimal ge-



Katrin G., Verteidiger: „Sie hat immer funktioniert“

weise für die bloße Anwesenheit im Unterricht, erzählt meine gerade Abitur schreibende Tochter. Und den anderen Punkt, mein Gott, da meldet man sich halt ein paarmal, auch wenn man nichts weiß, und tut so, als ob man sich interessierte. So einfach ist das.

Und der Junge mit der Knarre? Zwei sollen es gewesen sein, sagt das neueste Gerücht, und 17 Tote! 17! Die Beisitzerin schlägt die Hände vors Gesicht. Eine Mutter fängt zu weinen an. Katrins ehemalige Schuldirektorin nimmt sie erschüttert in den Arm. Der Vorsitzende: „Wie sollen wir uns da auf unser Verfahren konzentrieren, machen wir Schluss.“

Kam der Junge etwa durch das Verfahren gegen Katrin auf seine wahnwitzige Idee? Die Lokalzeitungen sind gegenwärtig voll mit Berichten über das Verfahren. Auch er sei nicht zum Abitur zugelassen worden, heißt es nun in den

Löscharbeiten am Fallersleben-Gymnasium „Mutti, die Schule brennt“

schieden. Der erste Mann verließ sie, als Katrin und ihre jüngeren Zwillingenbrüder noch klein waren. Der zweite Mann machte sich ebenfalls aus dem Staub. Die Mutter hatte die Familie finanziell über Wasser zu halten. Als Katrin mit 17 schwanger wurde, nahm sie auch dieses Kind, als ihr viertes gewissermaßen, zu sich. Und dann war auch noch der beinamputierte Großvater zu pflegen. All das in einer „Vierraum-Wohnung“.

Katrin als die Älteste, die Vernünftige, geriet immer mehr in die Rolle einer Partnerin ihrer Mutter. Mit ihr wurden die finanziellen Sorgen, die Probleme am Arbeitsplatz besprochen. An sie klammerte sich die Mutter. „Meinen Sie nicht“, fragt der Sachverständige Blanz Katrins Tante, „dass sie damit überfordert war?“ „Natürlich“, antwortet die Zeugin. „Sie wollte ihrer Mutter alles recht machen, wollte sie nicht auch noch mit ihren eigenen Sorgen beschweren. Sie wusste doch nur allzu gut, was ihre Mutter alles um die Ohren hat. Sie ist ein sehr verschlossenes Mädchen.“

Katrins Familienverhältnisse sind so gut oder so schlecht wie die von Tausenden junger Menschen. Als die ersten Interviews am Freitag nach der Erfurter Bluttat über die Sender gingen, war unter anderem die Rede von der „Zerbrechlichkeit unserer Sicherheit“. Von der Zerbrechlichkeit junger Menschen hat keiner gesprochen, von ihrer begrenzten Belastbarkeit in einem Alter, in dem man mehr mit sich und dem Platz in der künftigen Welt beschäftigt ist, als dass man auch noch die Sorgen der Erwachsenen mittragen könnte. Katrin hat immer alles geschluckt, aus Respekt und Mitgefühl mit ihrer Mutter – wenn diese das Regiment auch über ihre kleine Tochter übernahm, wenn sie von ihr erwartete, dass sie auf die jüngeren Brüder aufpasste und deren schulische Leistungen überwachte. Wer kümmerte sich um Katrin?

Sie hatte die 12. Klasse, in der die Thüringer Abitur schreiben, schon einmal wiederholt. Denn sie hatte Wissenslücken aus der Zeit, als sie in Jena aufs Sportgymnasium ging. Dort hat sie erfolgreich Judo gemacht, was für ihr Selbstbewusstsein sicher gut war. Doch gelernt hat sie dort nicht viel. Und nun Latein. Doch gegangen wäre es, mit Nachhilfe.

Ihrer Mutter hat sie nichts gesagt. Und als auch der zweite Versuch, das Abitur zu machen, scheiterte an den zwei Punkten in Latein, wagte sie es nicht, Farbe zu bekennen. Wie hatte ihre Mutter doch darauf gehofft, dass Katrin studiert.



MARIO GENTZEL / BILD ZEITUNG

Am 20. Dezember 2000, der letzte Schultag vor Weihnachten, ging sie zur Schule, sagte zu Hause, sie wolle das Halbjahreszeugnis abholen. Zuvor kaufte sie Brennspritus, eine Tischdecke und Anzündkerzen für Grillkohle. Hatte sie da schon vor, einen Brand zu legen? Nein, sagt sie. Sie habe mit ihrer Kleinen ein Lagerfeuer machen wollen. Die Tochter habe daran immer große Freude. „Lagerfeuer? Im Winter bei Schnee und Eis?“, fragt das Gericht.

Niemand unterstellt Katrin, sie habe ihre Mitschüler und die Lehrer umbringen wollen. „Ich wollte etwas zerstören“, sagt sie vor Gericht. „Hätte da nicht auch eine Scheibe gereicht oder ein Buch, das man zerreißt?“, fragt der Vorsitzende. Warum sie in zwei Toiletten Klopapier anzündete, ein Weihnachtsgesteck in Brand setzte und dann auch noch den Vorhang einer Bühne im Foyer, das war das Verheerendste – sie kann es nicht sagen. Sie hat es eben getan. Und danach zu Hause angerufen: „Mutti, die Schule brennt!“ Wenn die Schule brennt, bekommt man auch kein Zeugnis, klar.

„Sie haben also einfach die Augen zugemacht wie ein Kind, das dann meint, die Welt sieht es nicht mehr“, sagt Präbittel. Ja, wie ein Kind. Noch etwas: Kurz vor der Tat bekam sie die Mitteilung, 6500 Mark Krippengebühren für ihre Tochter nachzahlen zu müssen. Sie hatte vergessen, einen Antrag auf Befreiung von den Kosten zu stellen. „Und Ihre Mutter? Hat die sich nicht um so etwas gekümmert?“, fragt eine Schöffin bestürzt.

Katrin das Kind, das keines sein durfte. Der 446fache Mordversuch wird sich vermutlich nicht halten lassen. Und wenn sie nach Jugendrecht verurteilt werden sollte, wäre das nur gerecht.

Polizei in Erfurt einging. Am Telefon war der Hausmeister des Gutenberg-Gymnasiums. Die Beamten reagierten sofort und schickten eine Funkstreife der Polizeiinspektion Mitte auf den Weg. Die Kollegen sollten klären, was dem Hausmeister nicht so genau zu entlocken war: Was war eigentlich los in dem trutzigen alten Bau?

Fünf Minuten später waren die zwei Streifenpolizisten da. Einer stieg aus – ein Fehler, den er mit dem Leben bezahlte, denn die Beamten wurden sofort beschossen.

11.20 Uhr kamen dann die schwer bewaffneten Spezialisten des Sondereinsatzkommandos (SEK) an. Erst meldeten sie vier Tote. Dann pirschten sich die SEK-Beamten in die Schule hinein und sahen das ganze Ausmaß des Blutbades: Auf den Gängen, der Toilette, im Sekretariat und in der Nähe des Eingangs – überall lagen Tote. Später meldeten sie 17 Opfer plus den Täter, am Samstag korrigierten sie: 13 Lehrer waren im Kugelhagel gestorben, eine Schülerin, ein Schüler, der Polizist. Einige der Opfer wurden regelrecht hingerichtet, aus kurzer Distanz erschossen.

Im Erfurter Lokal „Anger Maier“ lief um 12 Uhr mittags das Radio: So bekam die Krankenschwester Heide Krambehr mit, dass am Gutenberg-Gymnasium irgendwie



Heavy-Metal-Band „Slipknot“
„Menschen = Scheiße“

die Hölle los sein müsse. Krambehr rann- te los, denn sie wusste, dass die Freundin ihrer Tochter dort jetzt gerade ihre Ma- theprüfung hatte.

Als sie ankam, hatten Polizisten bereits die Straßen um die Schule abgeriegelt. Krambehr begann sofort, sich um völlig verstörte Schüler zu kümmern. Einige weinten, andere rangen um Fassung. Die Jugendlichen erzählten der Krankenschwester, dass sie die ersten Schüsse noch für Tisch- oder Bänkerücken gehalten hatten. Zunächst hatten sie sich nur über den Krawall gewundert, wo sie doch gerade ihre Abitur-Prüfung absolvierten. Als der Lärm immer näher kam, sei ihnen aufge- gangen, dass dort etwas Furchtbares pas- siert sein musste. Erst da seien sie geflohen.

Dass der Ex-Schüler Steinhäuser ausge- rechnet am Gutenberg-Gymnasium Amok lief, will dem Erfurter Kultusstaatssekretär Hermann Ströbel nicht in den Kopf. Gera- de an dieser Schule sei die „Gewaltpräven- tion vorbildlich“. Es habe so genannte Me- diationsprogramme gegeben, Schüler wur- den sogar als Streitschlichter ausgebildet. So seien Konflikte zwischen Schülern und Schülern, aber auch zwischen Schülern und Lehrern „behoben“ worden.

Die Vorbilder

Am 20. April 1999 stiegen Dylan Klebold, 17, und Eric Harris, 18, auf dem Parkplatz der Columbine High School in Littleton aus einem schwarzen BMW und machten sich auf den Weg ins Schulgebäude. Und auf den Weg in die Geschichtsbücher. Im Gepäck hatten sie zwei abgesägte Schrot- flinten, eine halbautomatische Neun-Milli- meter-Pistole, einen Karabiner und über 30 selbstgebaute Sprengsätze.

Als Klebold und Harris die Schule be- traten, trugen sie Skimasken und ihr Er- kennungszeichen: lange schwarze Trench- coats. Sie deponierten ihre Bomben in der Schule und machten sich auf den Weg in die Cafeteria.

Was dann geschah, wird in den ame- rikanischen Medien als „das tödlich- ste Schulmassaker der US-Geschich- te“ bezeichnet. Klebold und Harris er- schossen zwölf Schüler, einen Lehrer, und dann töteten sie sich selbst mit Kopfschüssen.



Schulmassaker in Littleton: „Ich hasse die Menschen“

Klebold und Harris hörten nachts die Songs der Schockrocker Marilyn Manson und Rammstein, sie spielten „Doom“ und „Quake“ auf ihren Computern und wünschten sich, so Furcht erregend zu sein wie ihre Helden. Aber wenn sie in der Schule erschienen in ihren langen Män- teln, mit einer Armbinde, auf der stand: „I hate people“ („Ich hasse die Menschen“), fürchtete sich niemand vor ihnen. Die an- deren lachten.

Es war nicht das erste Mal, dass in den USA Schüler auf Schüler und Lehrer scho- sen. In den zwei Jahren vor dem Amoklauf in Littleton gab es mehrere Attentate, aus- geführt von Teenagern in kleinen, ver- meintlich friedlichen Provinznestern wie Jonesboro, Arkansas, wo zwei Jungs vier

Klassenkameradinnen und eine Lehrerin töteten. Oder Springfield, Oregon, wo ein 15-Jähriger mit einem Gewehr in die Schul- Cafeteria marschierte, zwei Mitschüler er- schoss und 22 verwundete. „Es ist nie South Central oder Harlem“, bemerkte der CNN-Moderator Larry King ratlos, „es ist immer die Vorstadt.“

Der Zerstörung ihres Paradieses bege- neten die Einwohner von Littleton mit ab- surden Klagen gegen die Schule, den Sher- riff, den Bezirk und mit ausufernder Reli- giosität. Die „New York Times“ bot un- mittelbar nach dem Blutbad eine andere Erklärung: Die Amerikaner seien süchtig nach Gewalt. „Wir machen sie aufregend. Wir feiern sie. Wir romantisieren sie. Wir erotisieren sie.“

Das mag stimmen in Amerika. Aber in Meissen in Sachsen? Und doch begrüßte Andreas S. am Morgen des 9. November 1999 einen Schulkameraden, der mit in die Bahn stieg, mit dem Satz: „Heute bringe ich eine Lehrerin um.“

Andreas S. weihte in den nächsten Mi- nuten wohl noch weitere Schulkameraden in seinen Plan ein. Und auch sie nahmen



Rettung eines Opfers nach dem Amoklauf in Littleton

Niedrige Hemmschwelle

Amokläufe an Schulen

1998

Ein **11- und ein 13-Jähriger** lösen am 24. März an ihrer Schule in Jonesboro (Arkansas/USA) fal- schen Feueralarm aus und **richten unter Schülern und Lehrern ein Blutbad an**. Vier Mädchen und eine Lehrerin sterben.

1999

In Littleton (Colorado/USA) **töten zwei Jugendliche** am 20. April mit Schusswaffen und Sprengsätzen **zwölf Mitschüler und einen Lehrer**. 28 Personen werden ver- letzt. Die Attentäter begehen nach der Tat Selbstmord.

Ein **15-jähriger Gymnasiast** dringt am 9. November maskiert im säch- sischen Meissen in ein Klassenzim- mer ein und **ersticht seine 44- jährige Lehrerin**. Der Junge kann nach der Tat fliehen. Als Motiv gibt er Hass auf die Lehrerin an.



Der 15-jährige Täter aus Meissen ...



Betreuung von Littleton-Opfern: „Wir erotisieren die Gewalt“

ihn nicht ernst. Vor dem Landgericht hieß es später, Mitschüler hätten um insgesamt 1000 Mark gewettet, dass Andreas S. sich ja doch nicht traue. „Das waren nur Sprüche“, wiegelte ein Freund später ab.

Erste Stunde, Geschichte: Bismarcks Innenpolitik. Die Lehrerin war Sigrun L., 44 Jahre alt. Sie galt als sehr streng.

Eine Viertelstunde nach Unterrichtsbeginn betrat Andreas S. den Klassenraum. Er trug – wie vergangenen Freitag Robert Steinhäuser – eine Maske über dem Gesicht, dazu links und rechts je ein Küchenmesser.

22-mal stach er zu. Sigrun L. hatte noch die Kraft, auf den Flur zu fliehen. Dort starb sie. Ihr Schüler und Mörder, Andreas S., floh, verlor aber seinen Rucksack mit seinen Ausweisen. Noch mittags nahm die Polizei ihn fest.

Das Motiv? „Ich habe sie einfach gehasst“, sagte er im Verhör. Er galt als unauffällig, umgänglich, seine schulischen Leistungen waren ordentlich. Nie zuvor war er durch Gewalttaten aufgefallen.

Hass sei nicht sein einziges Motiv gewesen, befand später das Gericht. Unter an-

derem habe Andreas eine Entwicklungsstörung seiner Persönlichkeit gehabt. Als ob das irgend etwas erklären würde.

Andreas S. wurde wegen heimtückischen Mordes zu sieben Jahren und sechs Monaten Haft verurteilt.

Es braucht Waffen für diesen Krieg, und oft sind es Söhne von Waffennarren, die sich die Mittel für ihre Morde zu Hause beim Vater besorgen. So war es in Bad Reichenhall, im November 1999, als der 16-jährige Martin P. vier Menschen, darunter seine Schwester, und sich selbst erschoss. So war es etwa auch im Schloss-Internat im bayerischen Brannenburg, im März 2000, als der 16-jährige Schüler Michael F. seinen 57-jährigen Internatsleiter erschoss, bevor er sich selbst eine Kugel in den Kopf jagte – vermutlich aus Rache, weil er von der Schule verwiesen worden war.

Zwei Handfeuerwaffen, einen Colt Kaliber .45 und eine Tanfoglio-Pistole Kaliber neun Millimeter, hatte der Täter dabei. Zu Hause in Bad Aibling, im Keller der Familie, fand die Polizei insgesamt 70 Waffen, darunter zwei Maschinengewehre, eine Pumpgun und 6500 Schuss Munition. Bis

auf die Maschinengewehre und ein Sturmgewehr waren die Waffen alle legal im Besitz des Vaters.

Der Sohn hatte die Wut, die Gelegenheit, die Waffen. Er galt als aggressiv. Er war gewalttätig gegen jüngere Schüler. Aber „dass er zu einer solchen verhängnisvollen Tat bereit war“, schrieben seine Mitschüler damals in einem offenen Brief voller Selbstvorwürfe, „das konnte keiner von uns ahnen“.

Vor Gericht stand ein Jahr später der Vater des Schützen, und vorgeworfen wurden ihm nicht nur unerlaubter Waffenbesitz, sondern auch fahrlässige Tötung. Er sei mitschuldig, argumentierten die Witwe des ermordeten Lehrers und der Staatsanwalt. Er habe sein Kind früh an Waffen herangeführt und außerdem alle Hinweise darauf ignoriert, dass der Junge gewaltbereit sei und gefährlich für andere.

Doch die Richter entschieden, dass den Vätern kein Vorwurf zu machen sei. Im Fall Martin P. stellte schon die Staatsanwaltschaft in Bad Reichenhall die Ermittlungen ein. Im Fall Michael F. entschied das Traunsteiner Landgericht, der Vater habe „individuell nicht erkennen können“, dass sein Sohn eine Bluttat plane. Er bekam zwei Jahre auf Bewährung, wegen unerlaubten Waffenbesitzes.

Sind Eltern verantwortlich für das, was ihre Kinder treiben? Können Erziehungsfehler justiziabel sein?

Tatort Pausenhof

Der große Abgang, das ist wohl die Vorstellung, die in den Köpfen der Massen-



Sichergestellte Gegenstände des geplanten Attentats in Metten

Anschließend tötet der junge Mann sich selbst. Zuvor hatte der schwer Bewaffnete in einer Firma zwei Ex-Kollegen erschossen.

In Erfurt **tötet ein 19-jähriger Amokläufer** am 26. April in einem Gymnasium **17 Menschen** und sich selbst.

DER SPIEGEL



... und sein 44-jähriges Opfer

Die Polizei nimmt am 29. November in Metten (Bayern) **drei Jugendliche** fest, die **Mordpläne gegen ihre Schulleiterin und eine Lehrerin** geschmiedet hatten.

2000

Weil er am Vortag von seinem Realschul-Internat im bayerischen Brannenburg verwiesen wurde, **schießt ein 16-Jähriger**

am 16. März 2000 dem **Schulleiter in den Hals** und fügt sich anschließend selbst Verletzungen zu. Der Pädagoge erliegt wenige Tage später seinen Verletzungen; der Täter liegt seitdem im Koma.

2002

In einer Berufsschule in Freising (Oberbayern) **tötet** am 19. Februar **ein 22-Jähriger den Direktor** und **verletzt einen Lehrer schwer**.

„Die Angst schleicht sich in alle Köpfe“

Der Traumatherapeut Georg Pieper über die Folgen von Erfurt für Lehrer und Schüler

Pieper, 49, betreut seit 1988 traumatisierte Opfer von Gewalttaten. Nach dem Mord an einer Lehrerin in Meißen (1999) arbeitete er zwei Jahre lang mit den betroffenen Pädagogen und Jugendlichen.



Therapeut Pieper
„Man muss umdenken“

SPIEGEL: Können Sie aus Ihrer Arbeit nach dem Racheakt in Meißen abschätzen, welche Folgen der Amoklauf in Erfurt langfristig haben wird?

Pieper: In Deutschland, ja in Europa hat es ein solches Massaker noch nicht gegeben, so was geschah immer nur weit weg – in Amerika. Die Amoktat wird nicht nur die Lehrer in Erfurt beschäftigen. Sie wird in sämtlichen Kollegien des Landes Kreise ziehen, sich in alle Köpfe schleichen. Viele Pädagogen werden mehr und mehr massive Ängste bekommen und damit immer verkrampfter vor die Klassen treten.

SPIEGEL: Wie äußert sich diese Angst?

Pieper: Die Lehrer in Meißen haben mir berichtet, wie schwer es ihnen gefallen ist, sich wieder vor die Schüler zu stellen und nicht gleich in jedem einen potenziellen Mörder zu sehen. Diese Angst wird sich angesichts der 17 Opfer von Erfurt vielfach potenzieren.

SPIEGEL: Wie waren die Reaktionen der Schüler?

Pieper: Ähnlich. Sie klagten lange über eine sehr starke Angespanntheit, über Konzentrationsschwierigkeiten in der Schule. Doch die Ängste gingen auch weit über die Schule hinaus, etwa bei Fahrten in Bussen oder Bahnen. Sobald ein Unbekannter den Wagen betrat, begann unwillkürlich die Phantasie zu arbeiten: Der richtet hier gleich ein Massaker an.

SPIEGEL: Lassen diese Ängste irgendwann nach?

Pieper: Ich habe in Meißen zwei Jahre lang vor allem die Schwersttraumatisierten betreut. Die waren anfangs praktisch nicht mehr in der Lage zu arbeiten. Inzwischen sind sie wieder so weit, dass Schule wieder Realität ist und nicht nur gespielt wird – es wird wieder Unterricht erteilt und erlebt.

SPIEGEL: Wie stabil ist diese psychische Verfassung?

Pieper: Die Ereignisse von Erfurt werden bestimmt wieder die alten Wunden aufreißen. Ich habe in Meißen vor allem bei den Lehrern erlebt, dass schon kleinste Ereignisse genügt, sie auf 180 zu bringen.

SPIEGEL: Kommt zu der Angst auch das Gefühl, womöglich als Pädagoge versagt zu haben?

Pieper: Da muss man mehrere Dinge unterscheiden. Der Schüler, der in Erfurt mordete, wurde von der Schule verwiesen – aber dennoch kann niemand damit rechnen, dass dadurch ein solches Maß an Gewalt ausgelöst wird. Diese Hemmschwelle kann nur überwinden, wer einen psychischen Defekt hat oder unter Drogen steht ...

SPIEGEL: ... aber der Schüler hat die Tat geplant, die Waffen besorgt. Warum fällt so jemand an einer Schule nicht auf?

Pieper: Die Kritik daran, dass Schüler, die so erkennbar unter Stress stehen, in unserem Schulsystem nicht auffallen, ist sicher berechtigt. Da wird man umdenken müssen. Die Lehrer werden sich mehr Zeit nehmen müssen, die Schüler auf ihre emotionalen Probleme anzusprechen und ihnen so Entlastungsmöglichkeiten zu bieten. Das wird zunehmend wichtiger – und es funktioniert, wie wir am Beispiel Meißen im Nachhinein gesehen haben.

SPIEGEL: Wie sah das praktisch aus?

Pieper: Nach dem Mord wurden so genannte Klassenlehrerstunden angeboten, in denen nicht gepaukt werden musste. Da wurde einfach mit den Schülern über ihre Situation gesprochen. Leider hielt das gerade mal vier Wochen.

SPIEGEL: Warum?

Pieper: Es ist eingeschlafen, weil Lehrpläne zu erfüllen sind, der Stoff durchgearbeitet werden muss. Die Freiräume für solche Gespräche müssen geschaffen werden, denn nur so können auch Beobachtungen von Schülern einbezogen werden, kann reagiert werden, wenn Schüler sagen: Der hier fällt mir

auf, mit dem stimmt was nicht. Dafür muss Zeit sein – und es muss auch erwünscht sein.

SPIEGEL: Ist das nicht der Fall?

Pieper: In den meisten Schulen, besonders den Gymnasien, ist es nicht erwünscht. Viele Lehrer sagen, das sei nicht ihre Aufgabe, sie könnten nicht die verkorkste Erziehung in den Elternhäusern korrigieren. Andere wollen es gern machen, ihnen fehlen aber die Möglichkeiten dazu.

SPIEGEL: Helfen Kriseninterventionsteams weiter, wie sie jetzt in Bayern aufgebaut werden?

Pieper: Ja, sicher. Aber auch die Länder, die das nicht wollen, brauchen ein breites Netz von Psychologen, die mit traumatisierten Lehrern und Schülern umgehen können. Nur: In jüngster Zeit halten sich immer mehr traumatherapeutisch Ungeschulte für geeignet.

INTERVIEW: IRINA REPKKE





Attentäter Steinhäuser im Sportverein, mit Freunden: „Er wollte ins Buch der Rekorde“

mörder spukt. Es ist eine fürchterliche Berühmtheit, nach der diese Jungs sich sehnen, das berausende Gefühl von Macht: Ich bestimme, von mir allein hängt es ab, wer lebt und wer nicht.

Die Psychologen, die sich nun zu Wort melden, sagen, der Mörder von Erfurt sei ein Nachahmer gewesen, einer, der seine Idee aus dem Fernsehen oder aus der Zeitung hatte. Und sein Vorbild könne Meißer gewesen sein.

Der Mord von Meißer hat bundesweit eine Welle von Gewalttaten an Schulen produziert – Kopien, misslungene oder

perfidie geplante, und nun diese Steigerung, die in Deutschland kaum vorstellbar war.

Die Zahl von Angriffen auf Pädagogen ist in die Höhe geschossen, aber auch Beleidigungen und Bedrohungen nahmen seit Meißer stark zu. Alleine 41 Lehrer wurden in Berlin im vergangenen Schuljahr Opfer einer Attacke.

Ein Lehrer einer Berliner Grundschule wurde beispielsweise nach der Schule von drei jungen Männern in einem Einkaufszentrum abgefangen und zusammengeschlagen. Der Unterricht des Mannes, der einen Kollegen vertreten sollte, hatte einer elfjährigen Schülerin schlicht und einfach nicht gefallen. Das Mädchen hatte daraufhin ihre Freunde mobilisiert und die Schlägerei in Auftrag gegeben.

Die Analyse solcher Fälle habe gezeigt, sagt die Gewaltbeauftragte der Berliner Schulverwaltung, Bettina Schubert, dass es an fast jeder Schule eine kleine Gruppe höchst schwieriger Kinder gebe, die Mitschüler und Lehrer regelrecht „in Angst und Schrecken versetzen“. Darunter seien genauso hoch intelligente wie besonders leistungsschwache Schüler. Bis heute sind die Pädagogen ziemlich ratlos darüber, wie mit diesen Kindern umzugehen ist.

Immer wieder registrieren die Psychologen, dass unter den Tätern viele ehemalige Schüler sind, die alte Rechnungen mit Gewalt begleichen wollen – so wie damals in Meißer und jetzt in Erfurt.

Bei einer Schülerbefragung 1999 an der Oststadtschule I in Ludwigsburg gaben 60 Prozent der Mädchen und 80 Prozent der Jungen an, selbst schon gewalttätig geworden zu sein. Drei von vier Schülern haben bereits Erfahrungen als Opfer von Gewalt gesammelt. Und etwa jeder dritte Hamburger Schüler besitzt nach eigenen Angaben eine Waffe zum Selbstschutz.

Jedes siebte Kind werde ein- oder mehrmals pro Woche von anderen schikaniert, sagt Mechthild Schäfer, Psychologin am Institut für empirische Pädagogik und

pädagogische Psychologie der Uni München. „Die Kinder haben maßlos Angst, in die Schule zu gehen, sie sind weniger leistungsbereit, leiden an Magenschmerzen, Kopfschmerzen oder Übelkeit“, sagt der hessische Pädagoge und Schul-Mobbing-Experte Karl Dambach.

In der Werner-Stephan-Schule, einer typischen Brennpunkt-Hauptschule in Berlin-Tempelhof erarbeiten die Klassensprecher jedes Jahr ein Versprechen an die Schulgemeinschaft, das jeder Neuankommeling ablegen muss: „Ich wende keine Gewalt an“, heißt es da unter Punkt 5, und Punkt 6 lautet: „Ich bringe weder Waffen noch Drogen mit und erpresse meine Mitschüler nicht.“

Und im Ruhrgebiet knüpft die Psychotherapeutin und Pädagogin Dagmar Kaplan seit 1996 ein Netzwerk gegen Gewalt an Schulen: Jugendamt und Schulverwaltung, Eltern, Jugendeinrichtungen, Politiker, Pädagogen und die Regionalstelle zur Förderung von Kindern und Jugendlichen aus Zuwandererfamilien arbeiten mit. Langsam beginnen auch die offiziellen Berufsvertreter, sich auf die veränderte Sicherheitslage an deutschen Schulen einzustellen. Vor zwei Jahren war eine Delegation der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (GEW) in den USA, um sich den von Gewalt beherrschten Alltag an amerikanischen Innenstadt-Schulen anzusehen.

„Wie im Hochsicherheitstrakt“ fühlte sich etwa Gewerkschafterin Marianne Demmer beim Besuch einer Grundschule in New York. Das Gebäude sicherte ein meterhoher Metallzaun, Privatpolizisten patrouillierten auf dem Pausenhof, eine Sicherheitsschleuse am Eingang leuchtete jeden Besucher nach Waffen ab. Weder Schüler noch Pädagogen, so beobachtete die ehemalige Grundschullehrerin, konnten sich noch frei bewegen.

Solch eine „gefängnisartige Situation“ müsse in Deutschland möglichst vermieden werden, sagt Demmer. Sonst sei kein „ungezwungenes Lernumfeld“ mehr möglich. Die Gewerkschafterin ist überzeugt: „Gegen einen solchen Amoklauf wie den



Trauernde Jugendliche in Erfurt
Weiße und rote Rosen

in Erfurt hilft auch eine rundum gesicherte Schule nichts mehr.“

Die Waffen

Eine Waffe in Deutschland auf dem Schwarzmarkt zu besorgen ist so schwer nicht. Eine Makarow-Pistole kostet in der Szene rund 500 Euro, eine Magnum von Smith&Wesson 1800 Euro, und manche Pistolen sind auf Flohmärkten schon für 75 Euro zu haben.

Ausgerechnet am vergangenen Freitag beschloss der Bundestag gegen die Stimmen der FDP und PDS eine Verschärfung des Waffengesetzes. Es war kein großer Schritt, aber es war immerhin ein Schritt. „Das Problem“, sagte Otto Schily, „sind nicht die legalen, das Problem sind die illegalen Waffen.“

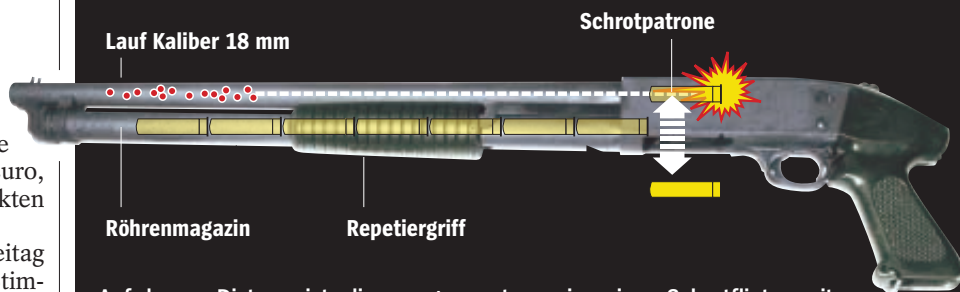
Das ist nicht ganz so sicher. Denn Robert Steinhäuser hat sich, wenn bewiesen wird, was sich Ende voriger Woche andeutete, seine Pistole und seine Pumpgun ganz legal besorgt.

Die Pumpgun, 1893 erstmals gebaut und 300 bis 1000 Euro teuer, ist ein traditionelles Jagdgewehr, das etwa zum Töten von Fasanen und Rebhühnern verwendet wurde. Ihre verheerende Wirkung fasziniert auch die Filmindustrie, die sie zur Mode- waffe machte.

Kenner wie der hessische Waffenexper- te Fridolin Jacobs schätzen, dass in Deutschland allein etwa 20 Millionen so genannter Altwaffen illegal im Umlauf sind. Seit Jahren, sagt Konrad Freiberg, der Vorsitzende der Gewerkschaft der Polizei (GdP), würden seine Kollegen vor diesem „zunehmenden Bürgerkrieg in Deutsch- land“ warnen.

Immerhin 7,2 Millionen Waffen besitzen die Deutschen ganz legal. Die starke Waf- fenlobby, sagt Sachsen-Anhalts Innenmi-

Furchtbare Waffe



Auf kurze Distanz ist die so genannte Pumpgun, wie der Erfurter Amokläufer sie wahrscheinlich benutzte, eine der verhee- rendsten Feuerwaffen. US-Polizeixperten rühmen ihre „ungeheuer hohe Mannstopp- Wirkung“, gefürchtet sei schon der Blick in ihre 18 Millimeter große Mündung, Schrecken verbreite bereits ihr Sound: Al- lein das harte Metallgeräusch des Repe- tiermechanismus, wissen Polizeibeamte zu berichten, habe schon manchen Täter da- von abgehalten, die eigene Waffe zu be- nutzen. Die Pumpgun verschießt ähnlich

wie eine Schrotflinte mit jeder Patrone eine Garbe von Bleikugeln. Je nach Fabrikat haben Pumpguns zw- ischen vier und acht Patronen im Magazin, ein kurzer Zug am Repetiergriff befördert die jeweils nächste Patrone in den Lauf. Die Wirkung einer Pumpgun ist mörde- risch, der Kugelhagel durchschlägt Türen und sogar leicht gebaute Wände. Außer- dem ist die Waffe treffsicher. Denn auf 25 Meter Schussdistanz, das zeigen Tests, konnten sie eine tödliche Schneise von rund einem Meter Durchmesser schlagen.

nister Manfred Püchel, habe bisher alle Bemühungen um ein schärferes Waffen- recht verhindert. Und auch die gerade erst verabschiedete Reform ist nach Ansicht von Fachleuten nur halbherzig. Die Länder hätten sich gegen eine zentrale Erfassung aller Waffen in Deutschland gesperrt, kri- tisiert die GdP.

Der Abschied

Am Abend legten Jugendliche und Er- wachsene Blumen vor dem Gutenberg- Gymnasium nieder. Die Polizei ließ sie dafür durch die Absperrung schlüpfen; aber noch immer hielt sie Ausschau nach

dem mysteriösen zweiten Mann, dem Mit- täter, von dem Schüler gesprochen hatten. Gibt es ihn? Oder hatten sie doch alle nur Robert Steinhäuser gesehen, scheinbar überall zur selben Zeit?

Um 20 Uhr fand in der überfüllten Andreaskirche ein Trauergottesdienst statt; viele Menschen standen mit wei- ßen und roten Rosen vor der Kirche und weinten.

Es war diese Mischung aus Trauer und Aggressivität, die es immer nach solchen Ereignissen gibt, die keiner fassen und ver- stehen kann. Das bekamen besonders die Kamerateams zu spüren. „Haut ab mit eu- rer kapitalistischen Mei- nungsmache“, schrie je- mand. Eine Erfurterin bat um Verständnis: „Machen Sie die Kamera aus, heute sind wir alle genug gestor- ben.“

Um 21 Uhr läuteten alle Kirchenglocken Erfurts. Um 23.11 Uhr transportierten vier Wagen die Leichen aus der Schule ab.

Zuvor hatte der Pastor Psalm 22 vortragen lassen: „Mein Gott, mein Gott, war- um hast du mich verlassen?“

KLAUS BRINKBÄUMER, ANNETTE BRUHNS, UWE BUSE, JÜRGEN DAHLKAMP, CARSTEN HOLM, ULRICH JAEGER, ANSBERT KNEIP, FELIX KURZ, BEATE LAKOTTA, JÜRGEN LEINEMANN, UDO LUDWIG, CORDULA MEYER, SVEN RÖBEL, ANDREA STUPPE, BARBARA SUPP, ANDREAS WASSERMANN, STEFFEN WINTER

Trauergottesdienst in Erfurt: „Heute sind wir alle genug gestorben“

